

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 11.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung
ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

— Berlin und Wien, 1. Juni 1896. —

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung
ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Geld!

Novelle von Paul Schellhas in Steinau a. D.

Adde merum, vinoque novos compesce dolores,
Occupet ut fessi lumina victa sopor!
Stärker mische den Wein, den neuen Schmerz
zu betäuben,
Daß des Ermüdeten Aug' sinke bewältigt in Schlaf!
Der Geheime Hofrath und Universitäts-Professor

Wörlein stand im Frack und mit weißer Binde angethan mitten im Zimmer und citirte mit pathetischer Stimme den römischen Dichter, indem er dazu äußerst dramatische Armbewegungen machte.

Es war zwei Uhr nachts, — eigentlich die höchste Zeit, um „bewältigt in Schlaf zu sinken“, anstatt, wie der alte Herr es that, noch nach einem Glase Wein zu verlangen. Des Geheimraths blondes Töchterchen, Ella, die im Ballkleide vor ihm auf einem Fauteuil saß, blickte ihren Papa halb belustigt, halb ängstlich an. Sie waren eben vom Stiftungsfeste der Museums-Gesellschaft nach

Hause gekommen, und der Geheimrath war außerordentlich fidel gewesen. Die Weinstimmung wirkte entschieden noch bei ihm nach; während draußen ein lauer Märzsturm brauste und, den letzten Winterschnee hinwegräumend, an den Fenstern der kleinen freistehenden Villa rüttelte und heulte und in seltsamen melancholischen Tönen im Kamine pffiff.

Der Geheimrath fuhr unbeirrt fort, zu recitiren, indem er seinen Klapphut zur Zimmerdecke hob.

„Aber Papa —!“ rief Fräulein Ella dazwischen.
„Oho, mein Kind, das ist Tibull, der römische



Ein Philosoph.

Nach dem Bilde von J. Kaufmann in Wien.

Photographie-Verlag von W. Angerer, Wien. Original im Besitz der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz, Wien.
Siehe Seite 88.

Elegiker, der uns moderne Menschen durch seinen im klassischen Alterthum höchst seltenen Zug von Sentimentalität so eigenartig annüthet."

Und der Professor schwang docirend seine weißen Handschuhe.

"Zwar sagt man," fuhr er fort, "daß der Deutsche sentimental wird, wenn er vergnügt ist, indessen ich bin augenblicklich eigentlich gar nicht zur Sentimentalität aufgelegt. Im Gegentheil, ich bin riesig fidele, riesig!"

"Daran ist gewiß der Dr. Hartmann schuld; der hat Dich zum Kneipen verleitet."

"Ein Mann vom alten deutschen Schlage bedarf dazu nicht der Anregung junger Privatdocenten," entgegnete der Geheimrath mit Würde. "Als Student habe ich auch einmal eine tüchtige Klinge geschlagen und kann immer noch was vertragen. — Aber warum so still, Ella, liebes Kind?" fuhr er fort. "War es nicht ein herrlicher Abend, hast Du Dich nicht prächtig unterhalten?"

Fräulein-Ella war allerdings ein wenig schweigsam und sah ernst aus. Wenn der Geheimrath in seiner angeregten Stimmung nicht noch weniger scharf beobachtend gewesen wäre, als dies ohnehin schon der Fall zu sein pflegte, so hätte er wohl schon auf dem Nachhausewege längst merken müssen, daß ihr Wesen anders war, als sonst. Ermüdung war es nicht, was sie so ernst aussehen ließ; aus ihren Augen strahlte vielmehr eine lebhafteste Erregung, und es giebt Menschen, die auch eine große, freudige Erregung ernst, zum mindesten feierlich stimmt.

Ella sah ihren Vater eine Weile zögernd an. Sie schien ungeschlüssig, sie schien mit sich zu kämpfen.

Der Geheimrath gut wiederholte seine Frage: "Hast Du Dich etwa nicht gut unterhalten, Ella?"

"Gewiß, Papa," erwiderte sie endlich und stand auf. "Ganz prächtig! — Du bist gerade so vergnügt, so lustig," fuhr sie dann zögernd fort, "und da will ich Dir heut Abend noch etwas erzählen, was Du eigentlich erst morgen erfahren solltest."

"Na, mal los!" rief der Professor in burlesker Laune dazwischen.

"Der Grund, warum ich ein wenig still bin, — Du mußt es ja schon bemerkt haben, daß ich etwas auf dem Herzen habe. Lieber Papa," sie ergriff seine Hand, und ihre Augen leuchteten auf in freudigem Glanze, "denke Dir: der Assessor von Rembach hat heut Abend um meine Hand angehalten. Er wird morgen zu Dir kommen. Du hast doch nichts gegen ihn? Du sagst doch ja?"

"Ella!" rief der Geheimrath in freudiger Ueberraschung, "der Assessor? Sieh da! Ich habe doch immer so etwas geahnt! Ellachen, also wirklich! Gewiß sage ich ja und dreimal ja, mein liebes, liebes Kind!"

Lange hielten sich beide stumm umschlungen, und wie der Frühlingssturm draußen um die Fenster brauste, so zog etwas wie der Nachklang eines längst vergangenen Frühlings durch das Herz des Professors.

"Wenn Mama das noch erlebt hätte!" sagte der Geheimrath mit leise bebender Stimme. "Wie oft hat sie noch in den letzten Tagen ihres Lebens von Deiner Zukunft gesprochen! O, was hätte sie darum gegeben, Dich noch als Braut zu sehen! Es war ihr letzter, heißester Wunsch!"

"Und nicht wahr, Ella, Du liebst ihn auch, den Assessor?" Sie hob den Kopf; in ihren Augen standen Thränen.

"Ja, Papa, wir lieben uns — schon lange!"

"Dazu hat die Musik gewiß viel beigetragen, nicht wahr? Euer gemeinschaftliches Musizieren, meine ich, und der Beethoven und die Cismoll-Sonate. Habe ich nicht recht?"

"Ja, Papa!" Ein Lächeln lief wieder über ihre Züge. "Ach, Erich hat in den letzten Tagen so sehr auf eine Gelegenheit gewartet, mich allein zu sprechen! Er hat nämlich erst kürzlich die Gewißheit bekommen, daß er jetzt zum Amtsrichter ernannt wird. Er hat es im Ministerium erfahren. Und er wollte nicht vorher um mich anhalten, wie er mir erzählte, ehe er nicht darüber sicher war. Er bekommt eine Amtsrichterstelle in seiner Heimatprovinz."

"Nun sieh einmal an, wie Du Bescheid weißt, als ob Du selbst im Ministerium gewesen wärst! Das ist ja recht vernünftig von dem Assessor, daß er erst an die praktischen Dinge im Leben denkt, ehe er sich zu einem solchen Schritt aufmacht; das gefällt mir von ihm. Daran könnten sich manche junge Männer ein Beispiel nehmen!"

"O, Erich ist so verständig — und so gut! Er wollte nicht, daß ich einmal gezwungen sein sollte, in einer kleinen Landstadt zu leben. Deshalb hat er gleich alles daran gesetzt, um eine Amtsrichterstelle in einer größeren Stadt zu erlangen. Und das ist ihm auch gelungen, er ist ja so tüchtig! Er kommt nach einer

hübschen Mittelstadt, an der Bahn gelegen, mit dritter Servis-Klasse, wie er sagt."

Der Geheimrath hatte sich auf das Sopha gesetzt und hielt die Hand seiner Tochter fest in der seinen. Keines von beiden dachte ans Schlafengehen und an die späte Nachtstunde. In stummem Glücksgefühl ruhte der Blick des Gelehrten auf seiner Tochter, die seit dem Tode seiner Gattin sein Ein und Alles in diesem Leben war, das Einzige, was außer seinen Studien noch seinem Herzen nahestand.

"Nun ist mir eine schwere Sorge genommen," sagte er. "Nun wirst Du glücklich sein, und ich kann ruhig und zufrieden leben. Wenn ich jetzt an die Worte denke, die Deine liebe Mutter noch auf ihrem letzten Schmerzenslager zu mir sprach: »Sorge dafür, daß unser Kind sich glücklich verheirathet, daß sie nicht allein durch dieses Leben gehen muß. Sie wäre ganz vereinsamt, wenn wir beide nicht mehr sind. So viel vernünftiger Weise in Deinen Kräften steht, das thue dazu!« Das habe ich ihr feierlich versprechen müssen."

"Ja, die gute Mama! Wie hat sie immer für alles gesorgt und an alles gedacht!"

"Ach, der Gedanke an Deine Zukunft hat mir viele Sorgen gemacht! Solche Dinge sind schwer für einen Vater, wenn die Mutter nicht mehr lebt. Und ich bin ja nicht der Mann dazu. Ich bin kein Freund von Gesellschaften und dergleichen, und passe als Gelehrter nicht in die Vergnügungen junger Leute. Aber ich habe mir doch Mühe gegeben, Dich unter die Menschen zu bringen, und habe manches mitgemacht, was mir wahrhaftig schwer genug geworden ist."

"Du lieber, lieber Papa!"

"Nun ist aber alles gut. Wenn Ihr erst verheirathet seid, so kann ich ruhig zu meinen Arbeiten zurückkehren; dann verlange ich vom Leben nichts weiter. Zu dem Assessor von Rembach habe ich Vertrauen; er ist kein Leichtfuß, er wird Dich glücklich machen. Aber ich werde ihn doch noch gehörig ins Gebet nehmen."

"Er wollte morgen Nachmittag zu Dir kommen; es ist Dir doch recht, Papa?"

"Gewiß, er mag kommen! Aber nun erzähle mir genauer wie alles zugegangen ist. Also die Musik war das erste, was Euch einander näher brachte!"

"Ja, Papa! Aber Erich versteht Beethoven besser und tiefer als ich. Er ist wirklich eingedrungen in die schwierigsten Werke. Du hättest nur hören sollen, wie er alles zu erklären verstand! Ich merkte ja bald, daß er sich gern mit mir unterhielt, und daß er am liebsten mit mir zusammen musizierte. Er sagte auch einmal: die anderen jungen Mädchen wären häufig so oberflächlich, ich hätte aber eine gediegene und innerliche Auffassung. O, ich weiß seine Worte noch ganz genau; sie klangen mir tagelang im Ohr. Und eines Tages schickte er mir eine neue Ausgabe der Cismoll-Sonate mit einem hübschen Gedicht —"

"Sieh da, er dichtet auch, Dein Assessor!"

Ella nickte erröthend.

"Es war ein Sonnett. Ich werde es Dir morgen zeigen. Jetzt darfst Du es ja auch sehen."

"So, darfst Du jetzt?"

"Darin sagte er schon ziemlich deutlich, daß ich ihm nicht gleichgültig sei; wenigstens verstand ich ganz gut, was er eigentlich meinte. O — wir verstanden uns ja schon lange, längst bevor wir uns ausgesprochen hatten! Und als er mich gestern Abend nun endlich fragte, ob ich mit ihm nach der Stadt wollte, wohin er versetzt wird —"

"Aha, in die mit der dritten Servis-Klasse!"

"Da war mir, als wäre das ganz selbstverständlich, als hätte ich bloß darauf noch gewartet, und ich sagte ja, mit dem Vorbehalt, daß Du damit einverstanden wärst! — Ach, ich bin so froh und so glücklich, lieber, guter Papa!"

Der Regen prasselte gegen die Fenster, die Uhr hatte längst die dritte Morgenstunde geschlagen, und noch immer plauderten beide und sprachen von der frohen glücklichen Zukunft, und wie sich ihr Leben gestalten würde.

"Nun brauchst Du nicht mehr bei Deinem alten Vater zu sitzen," sagte der Geheimrath.

Ella schüttelte den Kopf.

"Wie kannst Du nur so reden, Papa! Du weißt doch, wie lieb ich Dich habe!"

"Mein Kind, das ist der Lauf der Welt. Ich weiß es wohl, daß Du in unruhigen Stunden manchmal unter der Einsamkeit gelitten hast, die hier im Hause herrschte. Es wäre ja ein trübes Los für ein junges Mädchen, ewig im Hause eines alternden Vaters zu sitzen. Nein, der Beruf des Weibes ist es, mit dem Manne zu gehen und sich einen eigenen Wirkungskreis zu schaffen! Wie sehr habe ich Deine Freundin Gertrud oft bedauert, die nun wohl seit dem Tode ihrer Eltern

ihr Leben in Einsamkeit zubringen wird. Ja, es ist etwas Trauriges um ein weikendes Mädchen; es liegt eine Fülle von herber Entfugung und bitterer Enttäuschung in ihrem Los!" —

Als der Geheimrath endlich einen erschrockenen Blick auf die Uhr that und zum Schlafengehen mahnte, da wollte Ella nichts davon wissen.

"Ich kann doch nicht schlafen, Papa," sagte sie.

Es bedurfte wiederholter Mahnungen, ehe sie sich entschloß, ihr Zimmer aufzusuchen.

In der Thür wandte sie sich noch einmal um und nickte ihrem Vater mit glückstrahlendem Lächeln zu.

"Also morgen Nachmittag, Papa! Morgen Nachmittag! Du wirst auch recht freundlich gegen Erich sein! Nicht wahr, Papa?"

"Ja, ja! Gute Nacht, mein Kind!"

Nachdem Ella das Zimmer verlassen hatte, nahm der Professor die Lampe, ging an seinen Schreibtisch und ließ das Licht hell auf ein Portrait fallen, das dort stand, das Portrait einer Dame, in einfachem Kleide mit altmodischer Haartracht. Es war das Bild seiner verstorbenen Frau. Lange stand er mit der Lampe in der Hand davor und blickte gedankenvoll auf die geliebten Züge.

* * *

Als Professor Wörlein am nächsten Vormittag das Ratheder betrat, um sein Colleg über National-Oekonomie zu lesen, entdeckte er, daß er sein Manuscript vergessen hatte. Das kam von Zeit zu Zeit einmal vor und war ihm jedesmal recht unangenehm. Denn wenn er auch den Gedankengang seiner Vorlesung hinreichend genau kannte, so fühlte er sich doch immer nicht ganz sicher, wenn er nicht den schriftlichen Leitfaden seiner Gedanken vor sich hatte, obgleich er nur hin und wieder einen flüchtigen Blick darauf zu werfen pflegte. Er wurde dann zerstreut, und sein Vortrag klang trocken und eintönig. Heut war ihm nichts dergleichen anzumerken. Er beachtete das Fehlen seines Manuscriptes kaum, ja, seine Studenten wunderten sich nicht wenig über den gerade besonders lebhaften und angeregten Vortrag ihres Lehrers. Wenn der Professor es schon für gewöhnlich liebte, strenge wissenschaftliche Darstellungen hin und wieder durch eine witzige Bemerkung zu würzen und irgend einen vorgetragenen Gedanken in humoristischer Weise populär zu beleuchten, so strömte er heute über von dergleichen Gedankenströmen.

"Wir kommen heut zu einem Factor im ökonomischen Leben der Völker, dessen Wichtigkeit unermesslich ist, nicht nur für die Gesamtheit, sondern auch für jeden einzelnen, für alle Verhältnisse in unserer modernen Kulturwelt, und dessen Bedeutung auch Ihnen, meine Herren, im praktischen Leben fortdauernd vor die Augen geführt wird. Ich brauche Sie nur an den Monats-ersten zu erinnern und die angenehme Erscheinung des Geldbriefträgers zu erwähnen, der Ihnen den Wechsel überbringt, — und Sie werden mich verstehen! Der Factor, den ich meine, ist das Geld. Was ist der Student in den letzten Tagen des Monats ohne dieses belebende Tauschmittel, und was ist er in den ersten Tagen, nachdem er von Hause wieder damit versehen worden ist! Die so oft gehörte Klage, daß dies nicht reichlich genug geschehen sei, und die Erscheinung, daß gegen Ende des Monats oft ein empfindlicher Mangel an diesem allgemeinen Tauschmittel eintritt, läßt lediglich erkennen, wie groß der Bedarf dafür jeder Zeit, und wie wesentlich alles im Verkehrsleben davon abhängig ist.

So einfach der Begriff des Geldes zu sein scheint und so allgemein bekannt er ist, so schwierig ist seine Definition. Schon die Sprache zeigt das. Unser deutsches Wort „Geld“ ist von Gelten abzuleiten; es deutet auf den Werthmesser als Zahlungsmittel. Das englische „money“ bedeutet die Münze, das für den Verkehr geformte, geprägte Geld; ähnlich bezeichnen das spanische „dinero“, das skandinavische „penningar“ bestimmte Münzen; mit „argent“ bezeichnet der Franzose eigentlich nur den Metallstoff „das Silber“; „pecunia“ von pecus, das Vieh, läßt im Lateinischen noch das alte Tauschmittel, das Vieh, erkennen. Wir sagen schlechtthin: das Geld ist in erster Linie der Maßstab aller Werthe und das Tauschmittel in vollkommener Gestalt."

"Keines unserer modernen Verkehrsmittel ist wohl so oft verwünscht und verurtheilt worden, wie das Geld; alle erdenklichen Uebel hat man ihm zur Last gelegt, es als eine Erfindung des Satans bezeichnet, geschaffen, um die Menschen zu verderben. Man hat ihm vorgeworfen, daß es die idealen Regungen der Menschen vernichtet und ersticht, daß alles Schöne und Gute, alles Große und Edle unterliegt, wo das geprägte Metall seine dämonische Macht entfaltet, daß sein Einfluß den Charakter vergiftet, die Tugend zu Falle bringt, dem Mörder den Doldh in

die Hand drückt, daß es die Triebfeder der scheußlichsten Verbrechen ist. Gewiß, meine Herren, das Geld ist eine gefährliche Macht im Kulturleben! Es kann die schlimmsten Instincte wecken, seine Erscheinung hat dunkle Nachtseiten; indessen wir, als National-Ökonomen, halten uns von Uebertreibungen nach der einen wie nach der anderen Seite hin fern. Und da müssen wir sagen: das Geld ist doch überwiegend ein segensreicher Factor, ein hochentwickeltes Verkehrsmittel von unendlich wichtiger, nicht genug zu schätzender Bedeutung im Weltverkehr, im modernen Kulturleben. Und dann, meine Herren, ist das Geld ja, Gott sei Dank, nicht die allein bestimmende Triebfeder in der Welt; es giebt noch andere, gemaltigere Mächte, welche die Handlungen der Menschen beeinflussen, und von denen Thun und Lassen abhängig sind. Noch haben ideale Güter ihren Werth und ideale Motive ihre Bedeutung im Leben, und wir werden stets finden, daß, welche Macht auch immer bei Conflicten im Menschenleben den Sieg behalten möge, nur der Sieg, den die idealen Beweggründe errungen haben, ein wahrhaft erfreulicher und segensreicher ist." —

Am Nachmittag kam der Assessor von Rembach, ein noch junger Mann, gegen Ende der zwanziger Jahre, von mittlerer Größe und von militärisch straffer, ein wenig zur Wohlhäßigkeit neigender Figur. Er trug das Haar kurz geschneitten, einen blonden, wohlgepflegten Schnurrbart und einen Kneifer. Sein rundes, hübsches Gesicht hatte einen angenehmen, freundlichen Ausdruck; sein Wesen zeigte jene eigenthümliche Mischung militärischer und civiler Wohlerzogenheit, wie man sie nur bei Herren findet, die aus guter Familie stammen und Reserve-Offiziere sind. Er trug einen tadellosen schwarzen Anzug nach dem neuesten Schnitt, ohne aufdringlich modern oder gar gedekont zu sein. Seine ganze Erscheinung machte einen sympathischen Eindruck, sein offenes Gesicht nahm auf den ersten Blick für ihn ein; man besaß die Empfindung, einen Mann vor sich zu sehen, der eine in jeder Hinsicht sorgfältige Erziehung genossen hatte, dem die Lebenswege von Kind an sorgsam geebnet, dem alles Widerwärtige und Gemeine, Kummer und Sorgen, Noth und Unglück, bisher fern geblieben waren.

Seine ungezwungene Haltung, wie er das Zimmer des Professors betrat, zeigte, daß er selbst in schwierigen und ungewöhnlichen Situationen, wie es doch ein Freierrgang gewiß ist, seine sichere Ruhe nicht verlor. Noch bevor er die ersten Sätze seiner ein bischen feierlichen Ansprache an den Geheimrath beendet hatte, faßte ihn dieser mit beiden Händen und nötigte ihn zum Sitzen. Der Professor glaubte einer gewissen, sehr erklärlichen Befangenheit seines jungen zukünftigen Schwiegersohnes zuwiderkommen zu müssen, empfand er doch selbst in diesem Augenblick vielleicht mehr innere Erregung als jener.

„Lieber Herr Assessor, seien Sie mir herzlich willkommen und nehmen Sie vor allen Dingen Platz! Meine Tochter hat schon mit mir gesprochen.“

„Herr Geheimrath kennen den Zweck meines Besuches schon? Das erleichtert mir mein Vorhaben. Ja, Herr Geheimrath, ich komme, um Sie um die Hand Ihres Fräulein Tochter zu bitten.“

„Meine Tochter hat mir, als gutes Kind, gleich ein offenes Geständniß abgelegt, und Sie haben in ihr eine warme Fürsprecherin gefunden.“

„Ich darf also hoffen, daß Herr Geheimrath dieser Fürsprache nicht ganz unzugänglich gewesen sind?“

„Ich habe an sich nichts gegen Sie als Schwiegersohn einzuwenden, Herr Assessor,“ sagte der Geheimrath, „ich kenne Sie ja nicht erst seit gestern. Aber Sie stellen mir eine Frage, deren Beantwortung über die Zukunft meines einzigen Kindes entscheidet, und bevor ich eine endgültige Antwort gebe, muß ich Sie ein wenig ins Verhör nehmen. Hand aufs Herz, Herr Assessor, Sie lieben meine Tochter wahrhaft und von Herzen? Können Sie mir das versichern? Das ist das Erste und Wichtigste, was ich von Ihnen hören will!“

„Ich liebe Ihr Fräulein Tochter aufrichtig und von ganzem Herzen, auch nicht erst seit gestern, sondern schon seit ich die Ehre habe, in Ihrem Hause zu verkehren.“

„Das ist gut, denn ich gehöre zu den altmodischen Leuten, die darauf das Hauptgewicht legen; ich sehe in der Ehe mehr, als einen in das Obligationen-Recht gehörigen Vertrag, wie das heute vorkommt. Meine Tochter soll keine Convenienz-Ehe schließen. Drum lassen wir alle Förmlichkeiten bei Seite und sprechen wir als Mensch zum Menschen.“

Sie sind überzeugt, daß Sie dauernd mit Ella glücklich sein werden? Haben Sie Sich daraufhin geprüft?“

Der Assessor verbeugte sich und der Professor nickte befriedigt. „Was nun die ökonomische Seite anlangt,“ fuhr er fort, „so ist Ihre Lebensstellung ja gesichert. Ich höre, daß Sie in der nächsten Zeit Ihre Ernennung zum Amtsrichter erwarten.“

„Ja wohl, Herr Geheimrath! Es ist mir unter der Hand mitgetheilt worden, daß ich jedenfalls schon in einigen Wochen zum Amtsrichter in M. ernannt werden soll.“

„Nun, Herr Assessor, im übrigen kenne ich Sie und Ihre Familie genügend. Das Examen, das ich mit Ihnen abhalten wollte, war daher nur kurz. Nehmen Sie denn meine Tochter, mein liebes, einziges Kind, und seien Sie glücklich mit ihr; behüten Sie meine Tochter, wie ich sie behütet habe, meinen Augapfel —“, der alte Herr wurde von Rührung ergriffen, — „Gott weiß, wie schwer es mir wird, mich von ihr zu trennen!“ Er drückte dem Assessor die Hand. „So nenne ich Sie denn meinen lieben Schwiegersohn, und nun will ich Ella hereinrufen, damit Sie selbst mit ihr reden mögen!“

Einige Augenblicke später trat der Geheimrath mit seiner hoch erglühenden Tochter wieder ein.

„Hier ist sie, lieber Schwiegersohn! Ella, willst Du dem Herrn Assessor Deine Hand fürs Leben reichen?“

Statt aller Antwort reichte sie dem Assessor ihre Hand hin, und dieser drückte seine Lippen darauf.

„Umarmt Euch, Kinder, und küßt Euch; so gehört es sich!“ rief der Geheimrath mit Lebhaftigkeit.

Und während sich beide umschlungen hielten, trocknete der alte Herr verstoßen seine Augen und puhte eifrig seine Brillengläser.

* * *

Die nächsten Tage verslogen dem Geheimrath und Ella wie im Traum. Der Assessor brachte den größten Theil seiner Zeit im Hause seiner Braut zu. Die Verlobungsanzeigen wurden verschickt, und das frohe Ereigniß damit der Welt verkündet. Wie merkwürdig sah es aus in den Zeitungen und auf den Anzeigen die beiden Namen der Verlobten so nebeneinander, nun mit einem Mal so vor aller Welt! Ella konnte sich gar nicht satt daran sehen, und als die ersten Anzeigen und das erste Zeitungsblatt kamen, betrachtete sie lange die kurzen, nüchternen und doch so unendlich inhaltsreichen Worte. Dann wurden Besuche gemacht und Besuche empfangen, und überall das frohe Erstaunen, — ob nun echt oder ein wenig geheuchelt! Der Geheimrath kam zum ersten Mal seit unvordenklichen Zeiten nicht dazu, zu arbeiten. Sonst zog er sich stundenlang in sein Studierzimmer zurück, und niemand durfte ihn stören. Wenn er jetzt aus dem Colleg kam, so hatte er das Gefühl, als sei ein dauernder Festtag, und dazu gesellte sich die Unruhe und das Bedürfniß, immerfort mit seiner Tochter zusammen zu sein, die er ja nun so bald verlieren sollte. Denn der Assessor bestand darauf, sobald es irgend anging, Hochzeit zu halten. Inzwischen sollte der Haushalt in M. eingerichtet werden. Der Assessor mußte in den nächsten Wochen dorthin übersiedeln, und dann sollte auch nicht länger damit gezögert werden, daß das neue Heim die Hausfrau bekäme.

Am nächsten Sonntag Nachmittag kamen einige Bekannte zum Besuch. Die Luft war milde, und die Sonne schien so warm, daß man zum ersten Mal im Jahre es wagte, in dem nach dem Garten belegenen Zimmer bei offenen Thüren zu sitzen. Hier führte eine Freitreppe in den Garten hinab, der noch im Winterschlaf lag. Nur an den Fliedersträucher zeigten sich die ersten grünen Knospen und weckten frohe Hoffnungen auf den Frühling mit seiner Blütenpracht.

Der Geheimrath war bald mit einigen Collegen, dem Professor Müller, einem Biologen, dem die Wissenschaft bedeutende Forschungen über die niedrigsten Lebensformen der Thierwelt des Adriatischen Meeres verdankte, dem Privatdocenten Dr. Hartmann, der ein schwach besuchtes Colleg über die Quellen des deutschen Rechts las, und einem Fachgenossen des Professors Müller im eifrigsten Gespräch. Es handelte sich um die Anlage einer biologischen Beobachtungs-Station an einem Alpensee, ein wissenschaftliches Unternehmen, das mit Unterstützung der Regierung des Landes von der Universität ins Leben gerufen werden sollte. Professor Müller war zum Leiter ausersehen und agitirte seit Monaten unablässig für die Sache. Er fühlte sich berufen, es dem bekannten Begründer der zoologischen Station in Neapel, Dr. Anton Dohrn, nachzutun. Zum mindesten gab er diesem im Punkte der Energie nichts nach; er war bekannt wegen der derben Rücksichtslosigkeit, mit der er ins Zeug ging, wenn es galt, etwas durchzusetzen, und man erzählte sich allerlei Scherzhaftes von einer Audienz bei dem Minister, die er in der Angelegenheit gehabt hatte, und die damit geendet haben sollte, daß er dem Minister ziemlich deutlich zu verstehen gab, die Erforschung eines biologischen Problems sei wichtiger, als manche andere Dinge, worüber Seine Excellenz dicke Akten vollschreiben ließen.

Es dauerte gar nicht lange, so hatten sich die Herren dermaßen in ihre Erörterungen vertieft, daß sie für die Außenwelt als unzugänglich betrachtet werden konnten.

Die beiden Verlobten waren längst vor den tief-sinnigen Discussionen in das Nebenzimmer, wo ein hübscher kleiner Salonflügel stand, geflüchtet, und musisirten, wodurch sich die Herren übrigens — trotz der offenen Zwischenthür — nicht im mindesten stören ließen.

Auf dem Notenpulte neben dem Flügel lag die Cismoll-Sonate von Beethoven in einer Ausgabe für vier Hände.

Der Assessor schlug das Heft auf und reichte es seiner Braut hin.

„Ach ja, die Mondschein-Sonate!“ rief Ella. „Wir haben sie so oft zusammen gespielt, unser Lieblingsstück. Eigentlich paßt sie aber jetzt nicht für uns mit ihren leidenschaftlichen Tönen des Schmerzes und der Entsagung, jetzt, wo wir so glücklich sind!“ —

In die träumerischen, geisterhaften Klänge des Adagios der Sonate mischten sich vom Nebenzimmer her abgerissene Worte der wissenschaftlichen Erörterungen, die immer lebhafter geworden waren. Es tönte herüber von Protozoen, Cölenteraten, organischer Welt, Tiefseeforschung, biologischen Problemen, Planarien, Indolenz der leitenden Kreise (letzteres natürlich Worte des Professors Müller).

„Herr College Hartmann, Sie sind vermögend,“ hörte man jetzt den eifrigen Biologen rufen, „Sie können und müssen der Wissenschaft Opfer bringen!“

Professor Müller war der Meinung, daß es einfach die Pflicht jedes gebildeten Menschen, vor allem aber der Universitäts-Collegen sei, ihr Vermögen in den Antheilscheinen seines Unternehmens anzulegen, die ausgegeben werden sollten, und für deren Verzinsung die Regierung eine gewisse Zeit lang Garantie leisten sollte.

Dr. Hartmann dankte in ziemlich bestimmten Ausdrücken. Ihn ging seines Dafürhaltens als Juristen die Sache überhaupt nur wenig an, und er habe keine Lust, sein bißchen Geld zu riskiren.

Wenn man dem Professor Müller in seinem eigenen Ton, energisch und etwas drastisch antwortete, so gab er gewöhnlich sofort klein bei. Das wirkte bei ihm besser, als höfliche Argumente.

Dafür fiel er jetzt über den Geheimrath Wörlein her.

„Aber Sie, Herr Geheimrath! Ihr Name als einer der hervorragendsten unserer Universität darf unter den Begründern eines so bedeutamen wissenschaftlichen Unternehmens nicht fehlen!“

Der Geheimrath winkte höflich ab.

„Sie laufen keinerlei Gefahr dabei,“ fuhr Professor Müller fort, „die Regierung wird die Verzinsung der Antheilscheine zu vier ein halb Procent auf eine Reihe von Jahren garantiren.“

„Ja, wenn sie's thut!“ brummte der Privatdocent dazwischen.

Professor Müller ließ den schüden Zweifler unbeachtet.

„Sie sind in der glücklichen Lage, Herr Geheimrath,“ fuhr er fort, „etwas für die Sache wirken zu können. Sie besitzen beträchtliches Vermögen, Sie sind reich. Ob Sie ein Paar Tausende in diesem oder jenem Papier anlegen, kann Ihnen gleich sein!“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Feodosia Gorbynowa, die Veterin von Moskau.

Skizze aus dem modernen Rußland von E. Eschricht in Lübeck.

(Schluß.)

„Zwischen vertraute die junge Fremde Marfa an, was ihr gerade durch den Sinn fuhr.“

„Feodosia geht nämlich zu niemand, es müssen alle zu ihr kommen, hoch und niedrig; aber es kommen nur die Reichen, weil es doch Mode ist und ein echtes Wunder. Mit achtzehn Jahren erst, in den Kasern, ist mein Bruder erblindet, und vergeblich sind wir schon die halbe Welt durchkreist; damals lebten noch unsere Eltern, nun, seit einem Jahre, sind wir beide allein. Aber hören Sie doch, Täubchen, ich heirathe in einem Monat, Gott möge sich erbarmen, dann bleib er zurück in den Händen der Diensthöfen! Es ist doch gerade so traurig, Gott möge sich erbarmen, als ginge es zur Vererdigung! Keine Spur von Hochzeitsfreudigkeit bei uns! Aber die Geige sollten Sie ihn spielen hören, es ist, als hörte man die Engel-Chöre selbst!“

„Madame, was fehlt Ihnen?“ fragte plötzlich die Großfürstin, die noch immer tief erschütterte Stepanila. Diese erhob sich sofort, verbeugte sich tief und antwortete mit einer pompösen, gewissermaßen vorstellenden Bewegung auf Marfa weisend: „Diese, Marfa Gregorowna, meine zweite Tochter, leidet an Kopfschmerzen.“

Die hohe Dame lachte ganz laut und belustigt, richtete die mit dem Lorgnon bewaffneten Augen nach dem Blinden und sagte: „Und was fehlt Ihnen, junger Herr?“

Dieser blieb sitzen; seine Gestalt sank nur noch ein wenig tiefer zusammen, als er den Kopf mit zwei großen, schönen, blinden Augen herumwendete und leise sagte: „Ich bin erblindet.“
 Die Großfürstin erschraf, und über das stolze Gesicht flog ein mitleidsvoller Schimmer.
 „Armer junger Mensch! Schon lange?“
 „Ja, ja, es sind nun acht Jahre her! Ich wurde mit einigen Kameraden aus dem Universitäts-Gebäude herausgelassen, — es war ein Zufall, der uns gerettet hatte, — wir machten eine Clausur-Arbeit, ich war erblüht und aufgereggt; fast weinend lief ich mehrmals an der Manege auf und ab, es wehte ein



Villen im Prater.



Die Villen Marienheim und Wändorfer im Währinger Cottage-Bezirk.

eisiger Wind. Ach! dorthin hatte man um Mittag 120 Studenten abgeführt und eingeschlossen, nur durch Zufall war ich nicht ebenfalls mit ihnen; aber Freunde von mir, die niemals conspirirt hatten, sie waren auch dort eingeschlossen! Polizisten verwiesen mir's, mich bei der Manege aufzubalten; da ging ich in tiefster Verzweiflung heim. Mein Kopf brannte und mir schwindelte; zuweilen lag ein Nebel vor meinen Augen, und durch diesen Nebel sah ich die sinkende Sonne eine rothe, feurige Glorie um das Kreuz der Chram Spassitelja weben; es war mein letzter Gruß aus der Welt des Lichtes und der Schönheit, denn da ich unser Haus betrat, bin ich ohne Besinnung hingestürzt. Ich soll dann die Nasern gehabt haben. Ich bin nach schwerer Krankheit gefundet, aber

blind! Und meine Kameraden, die hab' ich nie wieder gesehen, noch hat man von ihnen je etwas erfahren. Alle, alle meine Kameraden, alle Freiheit des Lebens dahin! Und ich bin blind zurückgeblieben!“
 Die junge Schwester trat zu ihm heran, legte ihm begütigend die Hände auf die Schultern: „Ruhig, Oley, mein Lieber, sprich nicht mehr! Komm, komm, sei ruhig! Du weihst doch: weil Deinem letzten Blick ein heiliger Sonnengruß ward, willst Du nicht verzagen! Vielleicht hilfst Dir schon jetzt Gott durch diese Wunderfrau!“
 Die hohe Dame war genirt durch die Scene, welche sie durch ihre Frage herbeigeführt hatte; sie stand auf und begab sich an die Wiege, wo die Mutter noch immer mit halber Stimme sang, während die kleine Kohlweissing-Puppe noch dann und wann strebte, mit dem Kopf oder den Füßen in die Höhe zu kommen. Die Großfürstin lachte schon wieder heiter und belustigt; sie betrachtete die beiden artigen Kinder und fragte sie um ihre Namen.

Mit raschem Schritt trat jetzt eine Frau ein. Sie war schlicht und sauber mit einem dunkelbraunen Stoff bekleidet, trug eine helle Schürze und um den Kopf ein kleines russisches Tuch. Ihr noch ganz dunkler Scheitel legte sich wellig um ein bleiches, ernstes Gesicht mit einem heroischen Ausdruck. Es war Feodosia, die Veterin! Sie überblickte mit klugen Augen die Anwesenden, trat auf den Blinden zu, nahm sein Gesicht in ihre Hände und sah ihn ein paar Augenblicke aufmerksam an. Er erzitterte, wie unter großer innerer Erregung. Sie wendete sich wortlos ab und dann an Madame Demidoff: „Nicht wahr, Deine Tochter ist krank?“

Marja wurde vorgestellt, und die Kopfschmerzen, verbunden mit dem bleichen Teint, wurden als aus allgemeiner Nervosität herrührend erklärt.

„Kopfschmerzen sind nicht mein Fall, — ich spreche aber das Fräulein später. — Und Sie, Madame?“

„Auch später!“ antwortete die Fürstin, mit einer ablehnenden Bewegung.

„Nein, — ich bin heute außerordentlich beschäftigt, — und um acht Uhr gehe ich mit armen Kranken in die Messe!“

Da beugte sich die hohe Dame und flüsterete der Veterin einige Worte ins Ohr.

„Ich danke! — Also später mehr!“

Welche Nacht übt doch ein Mensch aus, an dessen Fähigkeit man glaubt! — Augen-

blicklich war diese arme Frau die Herrscherin in der Weltstadt!

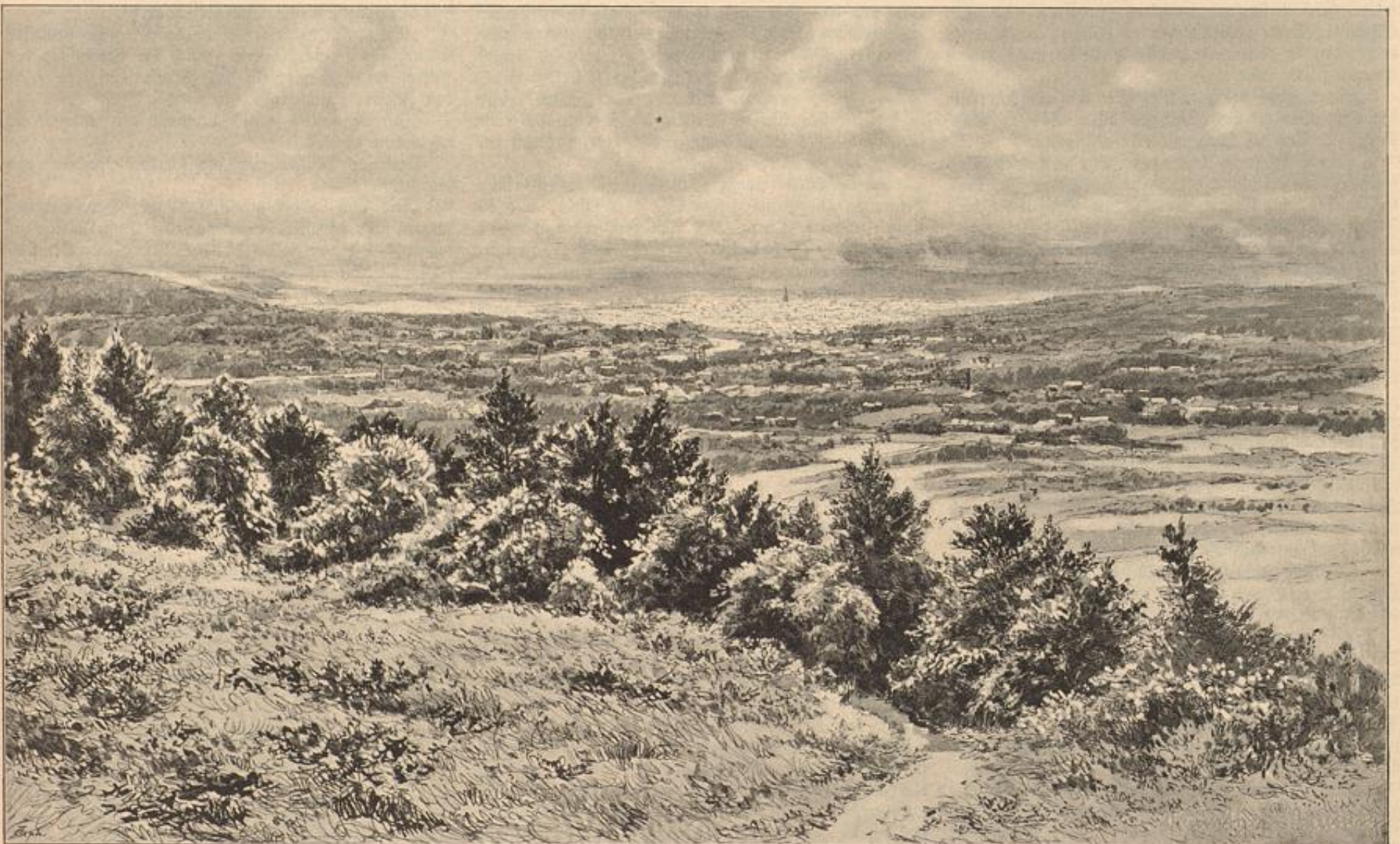
Sie wendete sich noch einmal zu dem Blinden und sagte mit sanfter Stimme: „Ich bitte noch um ein wenig Geduld; es wird schon leerer nebenan.“

Und rasch, wie sie gekommen, ging sie wieder hinaus.

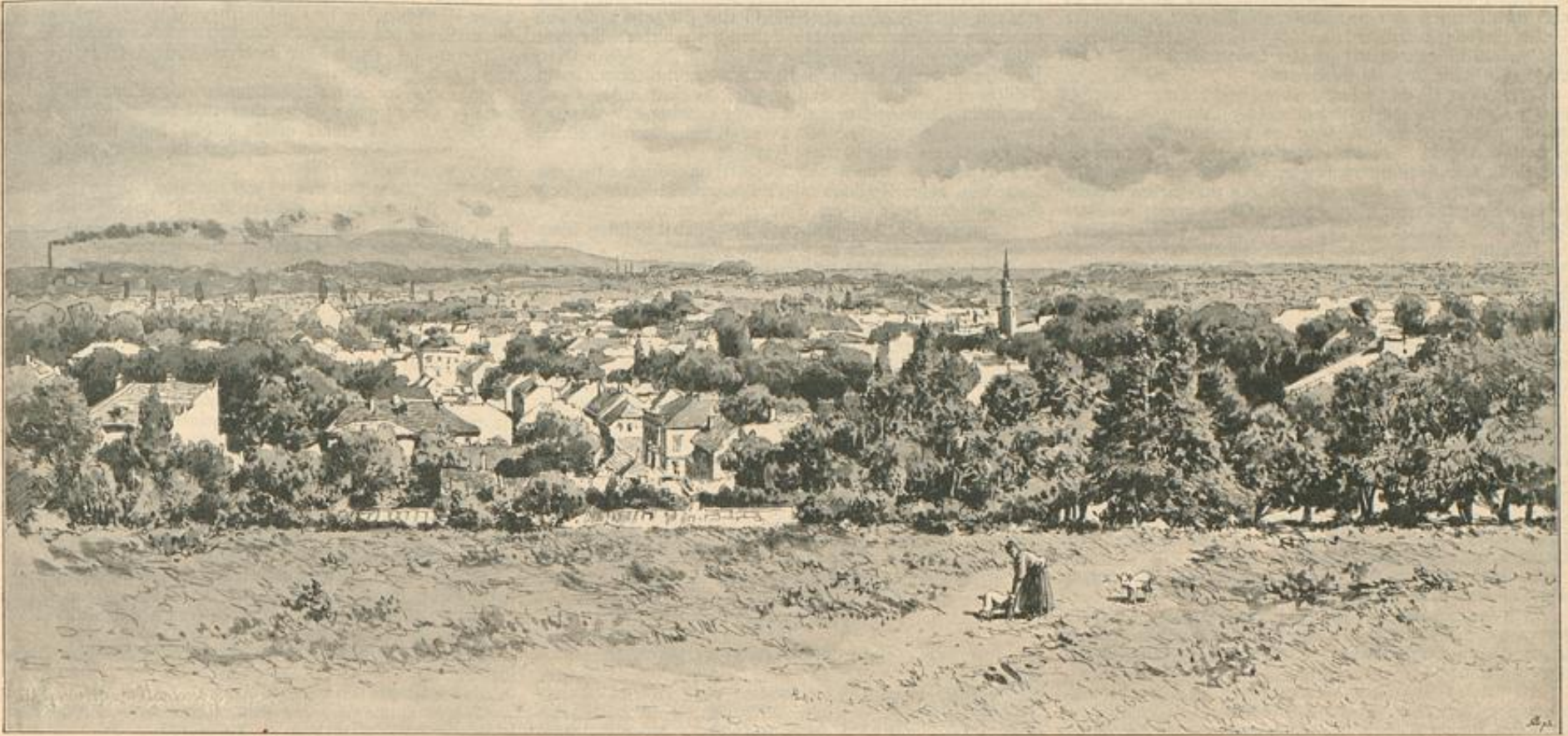
Der Blinde fragte nun: „Wie sieht Feodosia aus, Nadeschda? Du jagst es mir nie so recht genau!“

„Nun, wie eine gewöhnliche Frau; sie hat ein braunes Kleid an, und ihr Gesicht ist nicht übel. Sie sieht wirklich heute nicht anders aus, als gestern und vorgestern.“

„Nein, ihr Gesicht ist sogar hübsch!“ sagte Marja, „es ist klug und bewußt. Sie täuscht nicht; auf ihren Bügen steht deutlich eine ernste Wahrheit! Sie mag sich ja irren, aber sie



Blick vom Kahlenberg auf Wien.
 Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen. I.
 Zeichnungen von O. Gantner-Raumburg in Berlin. — Siehe Seite 87.



Blick auf Bietzing.



Silla Hannoncourt im Prater.

selbst glaubt an sich. Sie steht unter einer großen Idee, und die mag stärker sein, als sie selbst ist, und beherrscht sie vollkommen; sie ist gewiß das Werkzeug ihres Glaubens. Ach, wen sie durchdringen und hinreißen kann, wie sich selbst, der wird gewiß genesen!"

„Wie deutlich Sie mir diese Frau zeigen! Sie malen mit dem Wort! Nun kann auch ich sie sehen.“

Es trat eine lange Pause ein; das Glaslöbchen hatte sich in sein gefesseltes Dasein gefunden, Arm in Arm waren die Kinder zurückgefallen und schliefen; auch die Elster hatte sich aufgeplustert und ihren Kopf unter den Flügel gesteckt. Die Zeit schien plötzlich still zu stehen neben diesen so verschieden gearteten und gestellten Menschen, und alle dachten an Feodosia, und daran, was ihnen bevorstehen würde.

Marfa sah nun, wie der Blinde wiederum betete; ein schmerzliches Mitleid ergriff sie und rührte sie zu Thränen. Wie gering war ihr eigenes Leiden! War es nicht fast frevelhaft, hier erschienen zu sein, nur weil es Abwechslung bot und Mode war, wo doch so viel heiliger Ernst hinter der Profanie lag?

Aber sie tröstete sich: ist es denn besser in den Kirchen? Es kommt nicht an auf die, welche hineingehen, sondern auf die, welche wahrhaft beten!

Und auch sie neigte das Gesicht und betete für den Blinden, mit so viel Inbrunst, daß sie zusammenschrak, als die führende Frau erschien um den Blinden und sie selbst aufzufordern: „Es ist nun Zeit; Feodosia wartet.“

Die Geschwister und Marfa verließen das Gemach; in der Kinderstube und überall waren noch immer Menschen, viele schienen soeben erst angekommen. Draußen neben der geschlossenen Thüre stand der Mann im rothen Kittel; er ließ den Blinden eintreten.

Marfa schlug die Hände zusammen und preschte sie an ihre Stirn in heftiger Erregung: „Gott im Himmel, Du heilige Maria, bitte für ihn, hilf ihm, hilf ihm!“

Und mithingeringt von der mitleidvollen Stimme der Fremden, schloß die Schwester des Blinden sie plötzlich in ihre Arme. Die beiden schönen Mädchen küßten sich und weinten; sie standen noch innig umschlungen, als der Blinde heraustrat. Rasch ging Marfa an ihm vorüber und trat nun über die Schwelle eines ganz kleinen, weißgetünchten Raumes, in dem nur ein Bett und ein kleiner Koffer standen. Maria mit dem Kinde blickte aus ihrer sanft beleuchteten Ecke hernieder; an der gegenüberliegenden Wand tickte eine Schwarzwälder Uhr.

„Ich kann Ihnen nur helfen, wenn Sie gläubigen Herzens mitbeten und Vertrauen zu mir haben.“

„Ja, das kann ich, und Vertrauen habe ich; wird auch der Blinde genesen?“

Die jagenhaften Augen blickten weit hinaus, und Feodosia schwieg ein paar Minuten. Peinvoll war die Stille, endlich sagte sie: „Nein! Ich fühle, daß er nicht genesen wird, aber ich fühle, daß ihm Gott hier durch mich eine Tröstung in seinem ungeheuren Leid giebt. Ein Kreuz tragen wir ja alle, auch er wird lernen seines zu tragen! Und nun, nun beten Sie für Sich!“

Marfa schlug das Herz in unbeschreiblicher Erregung und Bewegung. Sie hob die Augen zu dem ewigen Bilde empor und sah mit Erstaunen, wie es unwimmelt war von braunen Tarakanen, die haufenweise hinter der wärmenden ewigen Lampe sich angeammelt hatten. Die verachteten Thiere waren auch ihr ein Gräuel; hier plötzlich rührte es sie, wie sie gleichsam im Schutz der Heiligen das Recht des Daseins genossen. Und wofür besah denn sie alle Vorzüge des Lebens, was that sie, wer war sie?

Ihr zur Seite murmelte die Veterin in einem seltsam lebenden und innigen Ton. Plötzlich schlossen sich auch ihre Gedanken an die Bitte um Erlösung vom Leid, von Krankheit, von Schmerzen und um Erleichterung des Schicksals des Blinden. „Ist es möglich, Herr, mache seine Augen sehend, hilf, hilf ihm! Verlass ihn nicht, wenn seine Nächsten ihn verlassen, führe Du ihn, erleuchte Du ihn!“

Die Veterin verneigte sich tief vor dem Gnadenbilde und wendete sich zu Marfa: „Auf morgen um dieselbe Zeit!“

Draußen standen noch die Geschwister. „Gott helfe Ihnen, gnädigste Marfa Gregorowna, ich hoffe, Sie sind morgen auch hier?“

„Gewiß,“ sagte sie, „zweifeln Sie nicht daran!“

Als endlich Stepanika Karlowna mit ihren Töchtern die gartige Hüdnertreppe wieder hinunterstieg, that sie es ohne eine Ahnung, daß so rasch und so ohne Vermittlung die lange verschlossene Seele ihres Kindes nun weit geöffnet war, das wunderbare Geheimniß der ewigen Liebe zu empfangen.

„Kinder,“ sagte sie, als sie im Wagen saßen, „Kinder, der Abendmantel der Großfürstin war von einfachem weißgrauen Tuch, Hermelin ohne Schwänzchen darunter und ein mächtiger weicher Eisbärtragen bis auf die Hüften darüber, — sehr chic, obgleich nur Tuch. Ich werde uns sofort solche Mäntel bei Michailoff bestellen! Und wie sie huldvoll lächelte, als sie dem Kinde ihre Börse oben in den kleinen Schmutzklaffen von Wiege legte! Man liest manchmal von „Börse reichen“; ich hab' es

aber nie gesehen, immer suchen die Leute ihre Münze sorgsam aus und reichen sie den Bittenden. Es sieht großartig aus, so recht vornehm, so unbefehen die Börse aus der Tasche ziehen und hingeben! Und was werden die Soculoffskys sagen, wenn sie erfahren, daß Marfa bei Hofe vorgestellt ist!“

„Wie, Mütterchen, ich bei Hofe?“

„Nun, wie man's nehmen will! Du bist immerhin durch

mich einer Großfürstin vorgestellt, und morgen werden wir mit Sicher-



Am Kahlenberg. — Silla Poldi.

Wiener Villen-Colonien und Sommerfrischen I. Zeichnungen von D. Günther-Raumburg in Berlin. — Siehe Seite 87.

Eigentlich ist jeder Spaziergang in der Stadt selbst schon eine kleine Berg-Tour. Von den längs des Donau-Canales gelegenen Straßenzügen geht es sanft aufwärts zu den Höhen, auf denen sich die Hauptplätze der alten Stadt: Stefansplatz, Graben und Kohlmarkt befinden. Von da führt ein weiterer Aufstieg nach den im Süden und Westen gelegenen Bezirken. Die seit der jüngsten Schaffung von Groß-Wien der Stadt angegliederten Vororte erstrecken sich vielfach über ein Hügelland, auf dem die Rebe blüht und reift. Durch eine Eisenbahnfahrt von einer halben Stunde läßt sich sehr respectables Mittelgebirge erreichen, und nicht viel mehr als eine Stunde braucht man, um an den Fuß von Höhen zu gelangen, deren Spitzen ewigen Schnee tragen.

So hat sich denn bisher auch nur eine einzige Villen-Colonie einigermaßen entwickelt: das im Nordwesten der Stadt gelegene Währinger Cottage-Viertel. Nicht vor dem Erdwall, den vor 200 Jahren die von den Türken belagerten Wiener zum Schutze ihrer Stadt aufgeworfen, — der Türkenchanze, — mit dem Ausblide auf den bis ans Donau-Ufer vorgeschobenen Höhenzug des Wiener Waldes, den über 400 m hohen Kahlenberg, erhebt sich eine stattliche Reihe schmuder Häuschen, jedes von einem freundlichen Gärtchen umgeben. Die Bewohner dieser Villen, welche zumeist auch die Eigenthümer sind, recrutiren sich vorwiegend aus solchen Kreisen, deren Beruf eine regelmäßige Anwesenheit in der Stadt selbst nicht erfordert. Künstler, Gelehrte, Schriftsteller und Rentiers haben da ihr Heim aufgeschlagen. Die ungepflasterten Straßen, welche keinen Wagenlärm aufkommen lassen, gewährleihen ihnen jene Ruhe und Unge-störttheit, die ihnen zu ihrer Arbeit oder zu ihrer Ruhe nothwendig oder zu mindest erwünscht erscheint.

Einige wenige Villen, durchweg im Besitze von Aristokraten, sind in den an die Prater-Auen grenzenden, unweit des Donau-Canales gelegenen Terrains entstanden. Der Prater selbst ist kaiserlicher Besitz, und eine Bebauung ist vorläufig wenigstens ausgeschlossen.

Im Gegensatz zu dieser langsamen Entwicklung von Villen-Colonien steht das rasche Anwachsen und Aufblühen all derjenigen Orte, in denen die Wiener während des Sommers Schutz vor dem Staub und der Hitze der Großstadt suchen. Mit den ersten warmen Sonnenstrahlen zieht es die Wiener hinaus in die Wälder und Thäler, in die Haine und Fluren, welche die Stadt wie ein reicher Blüthenkranz umsäumen. — Auf den Höhen und an den Bergwänden erheben sich meist geschmackvoll, vielfach auch luxuriös gebaute und eingerichtete Häuser, und wer nicht ein solches sein eigen nennt, ist, wenn es seine finanzielle Situation nur halbwegs gestattete, im Laufe des Winters sicherlich bemüht gewesen, sich eine gemietete „Landswohnung“ zu sichern. Freilich ist ein solcher Aufenthalt oft von sehr zweifelhaftem Vergnügungs- und Erholungswerth; die gemieteten Wohnungen lassen in Bezug auf Comfort und Behaglichkeit sehr häufig alles zu wünschen übrig; auch die Vermietter oder deren Stellvertreter, die „Hausbesorger“ sind unerschöpflich im Erfinnen von belästigenden Maßnahmen und Anordnungen, die alle darauf berechnet sind, von ihren Opfern, den Stadtleuten, ein Trinkgeld für das Abziehen von ihrem willkürlich festgesetzten Obergelde zu erbeuten. Dazu kommt, daß das Haupt der Familie beinahe immer, oft auch die Frau und die schulpflichtigen Kinder genöthigt sind, schon in den frühen Morgenstunden die Reise nach der Stadt anzutreten und dann meist erst spät nach Sonnenuntergang wieder in ihr Heim zurückzukehren. Allein es schläft sich viel besser in der kühlen Landluft, und ferner kommen die Sonntage und die vielen Feiertage, die man doch nicht in der Stadt verbringen will. Alle die Unannehmlichkeiten, die er mit in Kauf nehmen muß, werden von dem in seinen Gewohnheiten vollständig aufgehenden Wiener bald für so selbstverständlich und natürlich gehalten, daß er deren Aufhören zur Herbstzeit fast wie einen Mangel empfindet.

In jüngster Zeit ist es vor allem der Kahlenberg, der als Sommerfrische eines großen Zuwachses von Ansiedlern sich zu erfreuen hat. Von den Höhen, von denen zur Zeit der Türkenbelagerung der Polentönig Sobieski mit seinen Scharen zur Rettung Wiens anrückte, glänzen jetzt zur Nachtzeit die Lichter eines prächtigen Hotels, an das sich bereits eine Reihe stattlicher Privat-Villen angeschlossen hat. Eine Bahnhofsstation läßt die Spitze des Berges, von der aus man einen herrlichen Rundblick über die Stadt genießt, in einer halben Stunde erreichen. Der Bahnhof der Kahlenberg-Bahn liegt in Ruzsdorf an der Donau. Man gelangt nach Ruzsdorf von der Ringstraße aus nach einer halbstündigen Fahrt mit der Pferdebahn, oder mit den Local-Dampfzügen. Vor Entstehung der Bahnhofsstation machte man den Aufstieg auf den Berg sehr häufig zu Pferde. In den am Fuße des Kahlenberges gelegenen Ortschaften gab es überall Vermietter, welche die morgens meist zum Ziehen der Sandwagen verwendeten Gänse nachmittags zu „eleganten“ Reitpferden umwandelten. Die beliebteste und besuchteste Sommerfrische der früheren Zeit war die im Südwesten der Stadt gelegene, ungefähr sechs Kilometer von derselben entfernten Ortschaft Hieging. Ueber diese einige Worte in einem zweiten Artikel.

Rachdruck verboten.

Mrs. Humphrey Ward.

Von Helene Lobedan in Berlin.
Siehe das obenstehende Portrait.

Mit dem Erscheinen von „Onkel Toms Hütte“ hat kein in englischer Sprache erschienener Roman einen Erfolg wie „Robert Elsmere“ gehabt, von dem im ersten Jahr (1888) über 30000 Exemplare verkauft worden sind. Selbst die Gegner räumen der Verfasserin, Mrs. Humphrey Ward, den ersten Platz unter den zeitgenössischen Schriftstellerinnen ein und stellen sie George Elliot an die Seite.



Mrs. Humphrey Ward.

Nach einer Photographie von Barrauds Vid., London.

Siehe nebenstehenden Artikel.

Die plötzlich berühmt gewordene Dame, deren hier beigelegtes Bild ungefähr in jener Zeit aufgenommen ist, entstammt der Familie Arnold, welche England bereits seinen hervorragendsten modernen Pädagogen, Thomas Arnold, den Director der Erziehungsanstalt Rugby und den ausgezeichneten Dichter Matthew Arnold, gegeben hatte. Es waren ihr Großvater und ihr Onkel, die auf das hochbegabte Mädchen großen Einfluß gewannen.

Mary Augusta's Vater, der gleichfalls Thomas Arnold heißt, lebte als Inspector der Schulen in Hobartown, der Hauptstadt von Vandiemenland, und heirathete die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Tochter des ersten englischen Gouverneurs dieser australischen Insel. Hier ist Mary Augusta geboren worden und dann mit fünf Jahren nach England gekommen, wo der Vater in Birmingham, London und schließlich in Oxford ähnliche Stellungen bekleidete. Es war um die Mitte der fünfziger Jahre, als die religiöse Bewegung, die von den englischen Universitäten ausging, sich den weitesten Kreisen mitgetheilt hatte. Ihr Vater, eine weiche Natur, trat schließlich zum Katholicismus über, während die in diesen Kämpfen herangewachsene Tochter, gleich ihrem Onkel Matthew, einen anderen Standpunkt gegenüber dem Dogma gewann. Mit dem Onkel gemeinsam ist ihr auch die poetische Auffassung, das lebhafteste Gefühl für die Schönheit der Natur, das Mitleid für alle Schwachen, Unterdrückten, Verirrten. *)

Vor allem hat Oxford mächtig auf diesen empfänglichen Geist gewirkt durch die stimmungsvolle Umgebung der altherwürdigen gothischen Klostergebäude und das reiche geistige Leben, das in ihnen pulst. Lange ehe das wissenschaftliche Studium den Frauen zugänglich war, nahm Mary Augusta durch den täglichen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten theil an allen theologischen, philologischen und historischen Fragen, welche von den Männern erörtert wurden. Für Sprachen hochbegabt, las sie Lateinisch, Französisch, Italienisch, Deutsch und Spanisch und benutzte mit Feuereifer die Bibliothek ihres Vaters, sowie die Schätze der Bodlejanischen. Zunächst beschäftigte sie sich so erfolgreich mit der altspanischen Geschichte und Literatur, daß man das achtzehnjährige Mädchen in eine Jury berief, der die Preisvertheilung über Arbeiten auf diesem Gebiet übertragen war.

In Oxford lernte Miss Arnold Humphrey Ward kennen, der damals Docent und „Tutor“ am Brasenose-College war, und in dem sie so volles Verständniß für ihre geistigen und ästhetischen Bestrebungen fand, daß sie sich mit ihm vermählte. Von 1872—1880 blieb das Ehepaar in Oxford, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, bis Mr. W. Ward das einflußreiche Kunst-Departement an der „Times“ erhielt und nach London übersiedelte. Die junge Frau hatte über die moderne spanische Literatur und für das Handbuch der christlichen Biographien geschrieben, daneben wandte sie sich den neueren französischen Romanhistorikern, Historikern und Kritikern zu. Mit der ihr eigenen Klaren und scharfen Beobachtungsgabe studirte sie die Kreise der vornehmen, wie der wissenschaftlichen Welt, vor allem aber die Lage der Stiefkinder des Glücks, denen sie stets die wärmste Theilnahme entgegenbrachte, und nirgends sind ja die Gegensätze greller, als in London.

Die ersten Erzählungen, in denen sie sich versuchte, wurden wenig beachtet. Es waren „Missy und Oddy“, ein Buch, das zunächst für ihre eigenen Kinder bestimmt gewesen war, und

*) Siehe den Aufsatz von Bonet Maury. Revue des deux Mondes, April 1895.

„Miss Bretton“, die Geschichte einer Schauspielerin, die bereits die feine Beobachtungsgabe und den gewandten Dialog kund gab.

Darauf versuchte sie in „Robert Elsmere“ ihre Gedanken über religiöse Zustände und Bedürfnisse in die Form eines Romans zu prägen, und wenn auch ein solcher Tendenz-Roman nie ein reines Kunstwerk sein kann, gelang es ihrer bewundernswürdigen dichterischen Gestaltungskraft doch, den Leser trotz der unvermeidlichen, langen theoretischen Auseinandersetzungen mächtig zu fesseln.

Hier, wie in allen ihren Dichtungen, will sie dazu beitragen, das Leid zu lindern, dem gegenüber die vorhandene Form der kirchlich organisirten Wohlthätigkeit sich als unzureichend erwiesen habe. Aber weit entfernt, deshalb die Religion für entbehrlich zu halten, verlangt sie vielmehr, daß die Menschheit sich dieser nur noch inniger zuwenden solle.

„Wir müssen Christum von neuem erfassen, indem wir auf die Quellen seiner Geschichte zurückgehen, und während wir alle Zusätze entfernen, die seit Jahrhunderten sein Bild überwuchert haben, müssen wir den echten, lebenspendenden Kern heraus-schälen. Das heißt: wir müssen die sittlichen und religiösen Wahrheiten des Christenthums in moderne und volkstümliche Sprache überlegen. Wenn wir diese verjüngte Gestalt Christi zum Mittelpunkt unseres Lebens machen, sodah er unumschränkter Herrscher über alle unsere Handlungen ist, wird er auch für uns wieder werden, was er für die vergangenen Jahrhunderte war: der Tröster in unserer Trübsal und der Befreier aus unserm Zweifeln und unserer Anechtbarkeit.“

Bildete der Kampf zwischen der Ueberlieferung und den Ergebnissen der Wissenschaft das Thema ihres ersten Romans, so war der ihm folgende: die „Geschichte von David Grieve“, der Schilderung der inneren Entwicklung von zwei einander ungleich gearteten Geschwistern gewidmet, von denen die eine Natur sich emporringt, die sittlich haltlose untergeht. In Deutschland fand dies Buch geringeren Anklang.

Um so größer war auch bei uns der Erfolg von „Marcella“ (deutsche Uebersetzung von E. Gottheimer in der Cotta'schen „Romanwelt“, 1895), weil die Tendenz hier wiederum dem allgemeinen Interesse für sociale Verjude entgegenkam. Die Verfasserin hat es verstanden, in dem Charakter der Heldin die Entwicklung der warmherzigen, aber unklaren und nahezu fanatischen Begeisterung einer jugendlichen Weltverbesserin zu abgeklärter Selbstlosigkeit durchzuführen. Mrs. Humphrey Ward's optimistische Lebensauffassung tritt im Schluß deutlich hervor: der geläuterten Marcella wird das Lebensglück wieder zu Theil, das sie ihren volksbeglückenden Theorien übereilt geopfert hatte.

In der erst vor kurzem erschienenen „Geschichte von Bessie Costrel“ ist die Tendenz zurückgetreten und ein Einzelschicksal dargestellt.

Nicht nur literarisch sucht Mrs. W. Ward sociale Schäden aufzudecken und die Mittel zur Heilung zu zeigen. Sie hat seit fünf Jahren thatkräftig die Bewegung unterstützt, die zur Gründung des „University Settlement“ in den ärmsten Stadttheilen Londons führte, nämlich „Toynbee Hall“, den „Volkspalast“, und „Marchmont Hall.“ Man hat streng vermieden, diesen Anstalten einen confessionellen oder sectirischen Charakter zu geben, doch fehlt ihnen nicht das religiöse Moment; nur halten Mrs. W. Ward und ihre Freunde dafür, daß die Religiosität eines Menschen weniger im Bekenntniß bestimmter Dogmen, als in der Führung des Lebens bestehe.

Außer Bibelforschung werden Vorträge über Geschichte, Naturgeschichte, National-Öconomie gehalten. Damit verbunden sind Vereine für Frauen, junge Mädchen und Knaben, sowie eine Sonntagsschule, Volkskonzerte und gymnastische Uebungen. In einer „Gilde“, der Personen aller Stände angehören, werden drei Mal im Monat freundschaftliche Diskussionen über sociale Fragen veranstaltet.

Als die für diese Verjude gespendeten Mittel nach dreijährigem Bestehen auf die Neige gingen, hielt Mrs. W. Ward eine Reihe von Vorträgen in Manchester, Liverpool, Leeds, die das Bestehen auf weitere drei Jahre sicherten. Die große literarische Thätigkeit, die ununterbrochen fortgeht, ist daher nur ein Abschnitt aus dem Lebenswerk dieser hochbegabten Frau.

Rachdruck verboten.

Der Philosoph.

Zu dem Bilde von J. Kaufmann in Wien.
Siehe Seite 81.

Ich habe sie noch nicht geseh'n,
Die tags in diesen Stiefeln geh'n,
Doch seh' ich's an dem Paar genau,
Ein Leutnant ist's, mit seiner Fran.
Hm! Soldat Herr, der hat es gut,
Der weiß nicht, wie das Puzen thut,
Führt's Frauchen in der Welt umher,
Die Arbeit wird dem Herrn nicht schwer!
Hm! So ein Frauchen ist doch nett,
Mit solchem Fußzeug auch adrett,
Ist jung und häßlich und reich, — jedoch,
Der schönste Stiefel kriegt ein Loch!
Noch sind sie wohl verliebt; wie lang
Es aber dauern mag? Ich bang,
Trägt sie so fottes Zeug nicht mehr,
Reißt er nicht gern mit ihr umher!
Die stolzen Schäfte steh'n gebückt,
Weil ein Pantoffel sie bedrückt,
Pantoffeln sind es schwer und breit,
Aus ist die ganze „Herrlichkeit!“ —
Nein, lieber Herr, 's ist schon so recht,
Reiß' Du nur zu! Ich bleib' der Knecht
Und unbeweibt und puz' in Ruh'
Die Stiefeln Euch und pfeif' dazu!

Johannes Wilda.